

Frankfurter Allgemeine SONNTAGSZEITUNG

Wo ist nur die ganze Zeit geblieben?

Von Corinna Budras

Zeit ist ein flüchtiger Gefährte. Eigentlich ist sie immer da, jeden Tag, 24 Stunden lang. Doch will man sich ihr mit Mühe widmen, ist sie schon wieder verschwunden. Es ist einfach immer etwas zu tun. Das weiß jeder, der schon einmal versucht hat, Freunde, Bekannte oder Kollegen für Ad-hoc-Geselligkeit zu begeistern: „Extrem verlockend!“, schrieb jüngst ein Freund zu einem spontanen Vorschlag. „Aber bei mir passt es leider nicht in den eng getakteten Event-Plan.“ Ein einigermassen erfülltes Sozialleben hat heutzutage nur, der es versteht, schon lange im Voraus die Privattermine so geschickt zu legen wie die Eckdaten eines wichtigen Conference Call. Dann darf aber auch wirklich nichts mehr dazwischenkommen. Sonst ist der Termin verfliegen, und der nächste lässt wieder Wochen auf sich warten.

Was ist sie nur geblieben, die ganze Zeit? Wer sich auf die Suche nach ihr macht, findet viele Versprechungen: Was hat es in den vergangenen Jahrzehnten für Erfindungen gegeben, die das Leben verbessern, die den Aufwand minimieren und die freie Zeit maximieren sollen: das Auto und der Zug, Wasch- und Spülmaschine, der Computer und nicht zuletzt das Internet und die Smartphones. Niemand muss mehr stundenlang anstehen, selbst einkaufen kann man vom Sofa aus. Ist nicht alles immer einfacher geworden?

Der technische Fortschritt hat unser Leben einfacher gemacht. Aber mehr Zeit haben wir nicht.

Ist es wohl nicht, sonst wäre nicht die Zeitnot unser ständiger Begleiter. Am einfachsten ist das Phänomen noch für berufstätige Eltern kleiner Kinder zu erklären: Die Ansprüche des Arbeitgebers sind hoch, das Angebot an Kinderbetreuung niedrig, da ist das Ungleichgewicht offenkundig. Doch Kinder zu kriegen war noch nie ein Waldspaziergang. Und keiner hat behauptet, dass es je so war.

Viel interessanter ist, warum auch alle anderen Bevölkerungsgruppen immer in Eile sind. Stress ist subjektives Empfinden und kann auch Leute befallen, von denen alle anderen meinen, sie müssten doch alle Zeit der Welt haben. Haben sie aber nicht.

Es ist nicht überraschend, dass die Arbeit als die Keimzelle allen Übels

gilt. Früher definierten sich die Menschen über den Status, heute über die Arbeitsbelastung. Vom Großen Gatsby wusste der Leser nur, dass er viel Geld hat und seine Zeit mit Partys und schönen Frauen verbringt. Heute müsste er schon Manager mit einem überquellenden Terminkalender sein, um Bewunderung zu ernten.

Die Belastung hat für alle Bevölkerungsgruppen zugenommen, dabei gilt es nur hier: Eigentlich ist das Arbeitsleben effizienter geworden, die Hilfsmittel raffinierter. Inzwischen macht es kaum mehr einen Unterschied, wo man arbeitet, Computer und Internet sorgen für eine optimale Ausstattung, überall. Doch den Mitarbeitern ist damit erstaunlich wenig geholfen: Mit dem technischen Fortschritt ist auch ihre Tätigkeit komplexer geworden. In vielen Berufen lässt sich der Erfolg eines Mitarbeiters nicht mehr daran ablesen, wie viele Akten er bearbeitet oder wie lange das Licht in seinem Büro brennt. Statt der Stechuhr nutzen Arbeitgeber heute komplizierte Vorgaben für Ober-, Unter- und Zwischenziele, um die Leistung ihrer Mitarbeiter zu messen. Ein Irrglaube, der viel Zeit kostet.

Und noch ein wichtiger Aspekt treibt zur Eile: In vielen Berufen sind Zeit und Verdienst unmittelbar aneinandergekoppelt. Zeit ist Geld, für Selbständige die besonderer schmerzvoll. Das macht die Freizeit teuer – in doppelter Hinsicht. Müßiggang muss man sich leisten können.

Was so knapp bemessen ist, wird kostbar. Kein Wunder, dass nun auch unsere freie Zeit zu einer besonderen Herausforderung wird: Sollte sich nicht jede Minute freie Zeit besonders lohnen? Da wird das umfangreiche Freizeitangebot schnell zur Falle: Ob man nun ins Theater oder ins Kino geht, Freunde trifft oder die Familie oder einfach nur ein gutes Buch liest, muss gut überlegt sein. Groß ist die Gefahr, dass man das Falsche wählt. Vielleicht sollte man sich öfter dafür entscheiden, nicht das ganze Leben zu verplanen, sondern einfach einmal nichts zu tun. Und schauen, ob die Zeit dann bleibt.

Der Sonntagsökonom

Curling-Eltern machen Karriere

Sie wischen vor ihren Kindern her, bis diese rasch und rücksichtslos zum Erfolg gleiten

VON MARIE BAUMANN

Erziehungsratgeber sind Bestseller. Millionen von Eltern verschlingen sie geradezu und verehren sie wie die Bibel. Religion und Erziehungsmethoden haben eines gemeinsam: Es gibt keinen objektiv richtigen Weg. Denkste. Ausgerechnet zwei Ökonomen haben jetzt eine Formel gefunden, wie der optimale Erziehungsstil ermittelt werden kann – er hängt von wirtschaftlichen Faktoren ab.

John Locke, eigentlich als ein Vater des Liberalismus bekannt, sprach sich 1693 in Sachen Erziehung gegen Freiheit und sogar für körperliche Züchtigung aus: Nur so wüschen junge Gentlemen in Ehrfurcht vor ihren Eltern heran. Etwa ein Jahrhundert später veröffentlichte Jean-Jacques Rousseau sein „Klassiker „Emile“ und erschuf damit das Ideal der antiautoritären Erziehung.

Heutzutage dominiert die „Tiger Mom“ Amy Chua den Diskurs. In ihrem Bestseller-Buch „Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte“ predigt die Yale-Professorin einen fordernden und strengen Erziehungsstil. Auch in Deutschland fördern die sogenannten Helikoptereltern das Fortkommen ihrer Sprösslinge von Beginn an: Mozart im Mutterleib, Marathon und Zwischenziele, mehr als Fußball- oder Handballtraining pro Woche. Nichts mit Freiheit und Zeit für Entfaltung in der Kindheit. Wer seine Kinder heute einfach nur in Ruhe und Frieden machen lässt, wird als Föjiggestriker schräg von der Seite angedrückt. Solche Methoden sind ja schon seit Jahrzehnten out.

In welche Richtung der gesellschaftliche Trend geht und welcher Erziehungsstil in einem bestimmten Land vorherrscht, hängt dabei aber nicht so sehr von diesen Argumenten ab, so sehen es jedenfalls die beiden Ökonomen Matthias Doepke und Fabrizio Zilibotti. Vielmehr ist das sozioökonomisch herrschende Milieu einer Gesellschaft für die Wahl des Erziehungsstils entscheidend. Ständinische Eltern können sich demnach zurücklehnen, weil aus ihrem Kind so etwas etwas wird. Nicht umsonst kommt die Ausgubart des Antiautoritarismus Pippi Langstrumpf aus Schweden. In den Vereinigten Staaten hingegen müssen Eltern darum kämpfen, dass ihr Kind nicht als Tellerwäscher und am besten auch nicht irgendwo in der Mitte, sondern bitte schon als Milliardär endet.

Es kommt noch schöner: Die Ökonomen behaupten gar, dass das Maß an wirtschaftlicher Ungleichheit eines Landes ebenfalls Einfluss auf den Erziehungsstil hat. Und sie belegen diese Behauptung in ihrer Studie anhand von Daten aus 16 OECD-Ländern. Veröffentlicht wurde sie vom renommierten National Bureau of Economic Research (NBER). Mit ihrer Behauptung, die Wahl des Erziehungsstils hänge im Wesentlichen von wirtschaftlichen Faktoren ab, haben die beiden Forscher ein paar Pädagogen ordentlich vor den Kopf gestoßen. Schließlich haben sich Ökonomen zumindest beruflich bisher eher nicht mit Erziehungsfragen beschäftigt.

Wie gehen die Ökonomen vor? In dem theoretischen Modell wählen Eltern zwischen drei verschiedenen Erziehungsstilen: „autoritativ“ im Sinne John Lockes, „antiautoritär“, wie Rousseau es fordert, oder „autoritativ“, was

in etwa dem Erziehungsstil von Helikoptereltern entspricht. Autoritäre Eltern zwingen ihre Kinder schlichtweg zum Lernen, zur Not auch mit Gewalt. Autoritäre Methoden zielen stattdessen laut den Ökonomen darauf ab, die Präferenzen der Kinder frühzeitig so zu formen, dass sie mit denen der Eltern sowieso übereinstimmen – anschließend können die Kinder ruhig selbst entscheiden. Alle drei Stile haben ihre Nachteile: Autoritäre Methoden untergraben die Selbstständigkeit der Sprösslinge. Die Präferenzumformung durch autoritative Maßnahmen dagegen macht das Kind anfangs etwas unglücklicher, so die Annahme von Doepke und Zilibotti. Und Laissez-faire? Da lernt das Kind ja nichts.

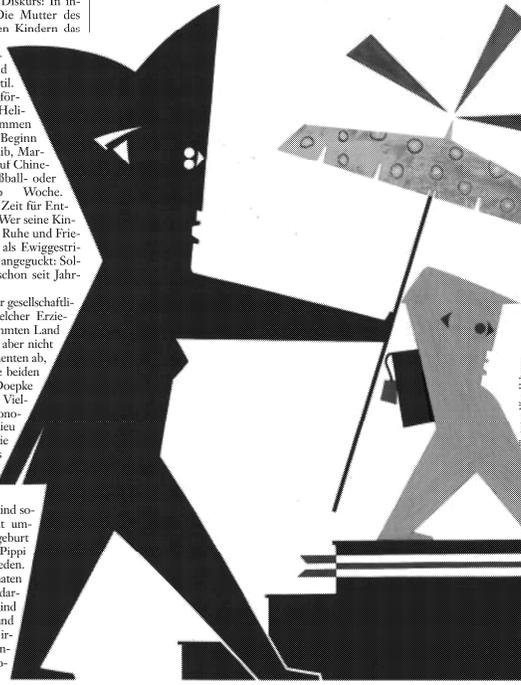
Kosten und Nutzen hängen dabei vom sozioökonomischen Umfeld ab – um genau zu sein vom wirtschaftlichen Stellenwert von Können und Selbständigkeit. Industrialisierung und Arbeitstei-

lung sorgten laut den Ökonomen für den Untergang autoritärer Erziehungsstile, weil Selbständigkeit immer wichtiger für den Arbeitsmarkt wurde. In industrialisierten Gesellschaften herrschen deshalb heute Erziehungsstile vor, die selbständige Entscheidungen des Kindes zulassen. Wo eine Gesellschaft sich im Spektrum zwischen Laissez-faire und autoritären Erziehungsstilen befindet, entscheidet im Modell der Ertrag auf Humankapital. Je mehr sich die Investition in das Können der Kinder lohnt, desto eher neigen Eltern dazu, ihre Nachkommen in die gewünschte Richtung zu pushen. Das belegen auch die Daten: In den Vereinigten Staaten, wo die soziale Ungleichheit relativ groß ist, wollen Eltern ihren Kindern vor allem beibringen, hart zu arbeiten. In Schweden dagegen, einem relativ egalitären Land, stehen Unabhängigkeit und Phantasie hoch im Kurs. Deutschland liegt bei Ungleichheit und Wertorientierungen etwa im Mittelfeld. Dass antiautoritäre Erziehungsstilen hierzulande an Bedeutung verloren haben und stattdessen immer mehr Helikoptereltern durch Deutschland fliegen, liegt aber vielleicht an dem zumindest empfindenen Auftrieb der Schere zwischen Arm und Reich. Laut Erziehungsexperten hat der Pisa-Schock sein Übriges dazu getan.

Ein weniger bekanntes Synonym für Helikoptereltern beschreibt den autoritären Erziehungsstil nach Doepkes und Zilibottis Dafürhalten eigentlich noch besser: „Curling-Eltern“. Statt die Sprösslinge unabhängig zu überwachen, wischen die überfürsorglichen Eltern wie verückt vor ihnen herum. Das Ziel: Die Kinder gleiten dahinter auf einer perfekt polierten Eisfläche dahin, drehen sich, wie der Curlingstein, ständig um sich selbst und stoßen schließlich andere Steine aus dem Weg. Curling-Eltern ziehen kleine, wettbewerbsorientierte Egotten heran.

Ähnliches zeigen auch die Ergebnisse des Harvardpsychologen Richard Weisbourd: 80 Prozent der von ihm befragten Kinder glauben, dass ihren Eltern die Leistung ihres Sprösslings wichtiger ist als Freundlichkeit gegenüber Mitmenschen. Wie Weisbourd aber davon ausgeht, dass der Egoismus eine ungewollte Begleiterscheinung ist, legen Doepkes und Zilibottis Ergebnisse nahe, dass Eltern in ungleichen Gesellschaften genau diese Charaktereigenschaft fördern wollen. Ob sie mit ihren Methoden auch wirklich die Selbstständigkeit ihrer Kinder unterstützen, bleibt allerdings fragwürdig.

Matthias Doepke und Fabrizio Zilibotti: Parenting with style: Altruism, paternalism in intergenerational preference transmission. NBER Working Paper 2014, Juni 2014.



Das Rudel tollt, wenn der Rubel rollt

Russland schlittert in eine Finanzkrise. Schuld daran ist nicht nur das billige Öl, sondern zuallererst die neue Eiszeit zwischen Ost und West

VON LISA NIENHAUS

Der russische Präsident Wladimir Putin ist kein Mann für zarte Gemüter. Die Investmentbanker der Welt schätzen das. So gelang es Putin mit seiner gewohnten Macho-Attitüde, die Finanzmärkte am vergangenen Donnerstag mittels seiner „großen Pressekonferenz“ noch einmal zu beschwichtigen. Putin sprach vom Frieden, der seine Taiga spritzige, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse, und vom Westen, der sich die Taiga anzueignen versuche und Russland seine Atomwaffen abnehmen wolle. In klaren Worten: Der Westen ist schuld, nicht wir, und wir werden uns verteidigen. Nach einem spektakulären Absturz Anfang der vergangenen Woche stieg der Rubel wieder ein wenig.

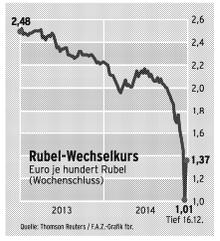
hindern ist? Vieles an der Situation erinnert an die Rubelkrise von 1998, die Russland in eine schwere Wirtschaftskrise und den Staatsbankrott stürzte. Wer sich mit Finanzkrisen auskennt, der weiß, dass es gerade knapp wird für Russland. Seit Monaten ziehen nicht nur ausländische Investoren Geld ab aus dem Land, auch russische Unternehmen bringen ihr Geld außer Landes. Die Bevölkerung hat zwar noch nicht so extrem reagiert, noch gibt es keine langen Schlangen vor Banken. Aber das kann kommen. Ich wäre nicht überrascht, wenn die ein-

oder andere russische Bank in den nächsten Monaten kollabiert“, sagt Marcel Fratzscher, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung. Das, was die Notenbank als Antwort gerade versucht, kann nur beschränkt helfen. Die Erhöhung der Zinsen etwa wird derzeit kaum Investoren in Land halten. Wenn die Herde einmal rennt, ist es schwierig, sie aufzuhalten“, sagt Fratzscher. Und viel Geld in den Markt zu pumpen funktioniert zwar, wenn es so ist, dass Banken sich untereinander nichts mehr leihen – und das ist die Lage in Russland. Aber es

ist kein Allheilmittel, wie man bestens an den aktuellen Schwierigkeiten der Europäischen Zentralbank sehen kann. Fratzscher ist angesichts all dieser Schwierigkeiten sicher: „Russland steckt in einer tiefen Finanzkrise, die zu einer schweren Wirtschaftskrise werden wird – deutlich schwerer als bislang prognostiziert.“ Von einem Tag, an dem es nicht ganz so turbulent zugehe – wie vergangene Freitag –, sollte man sich nicht beirren lassen.

Gründe für die Finanzkrise in Russland gibt es mehrere. So ist Russlands Wirtschaft und der russische Staat abhängig von Öl und Gas – und Öl kostet jetzt sinahne nur noch halb so viel wie im Sommer. Parallel dazu ließ man den Rubel abwerten. Das gab es allerdings auch früher einmal (besonders extrem nach der Lehman-Pleite 2008/2009), ohne dass Russland in eine solche dramatische Krise stürzte. Denn das Land weiß nur zu gut, wie empfindlich seine Öl-Ökonomie auf Preisschwankungen reagiert. Auch deshalb hat die russische Notenbank gut vorgesorgt und Hunderte Milliarden Dollar an ausländischer Währung gebunkert.

Dass sich die Lage nun dermaßen zuspitzt, hat einen anderen Grund: die neue Eiszeit zwischen Ost und West seit der Krise in der Ostukraine. Die beiden Symbole für den Kalten Krieg, Russland und Kuba, entwickeln sich gerade in erstaunlich unterschiedliche Richtungen.



Während der amerikanische Präsident ein Ende der Handelsbarriere gegen Kuba einleitet, werden die Sanktionen gegen Russland immer härter. Auch die Europäische Union hat die ihren zuletzt noch verschärft.

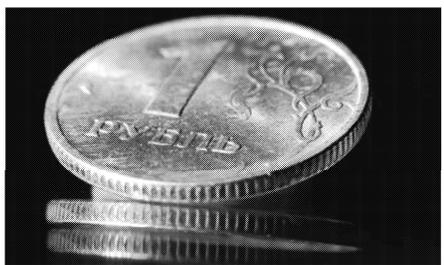
Problematisch für Russland ist dabei weniger, dass der Handel mit Gütern beschränkt ist. Es sind die Finanzsanktionen, die das Land in eine gefährliche Lage bringen. Russlands Banken bekommen kaum mehr Kredit im Ausland, sind von internationalen Finanzmarkt fast ausgeschlossen. Gleichzeitig aber haben die Banken und auch die Firmen in Russland noch viele alte Kredite in Dollar oder Euro aufgenommen. Diese können sie jetzt nicht einfach verlängern. Sie müssen

sie zurückzahlen. Das ist angesichts des stark gefallenen Rubel viel teurer als zuvor. So bringen die Sanktionen Firmen und Banken in eine heikle Lage.

So sind die Sanktionen vom Westen natürlich auch gedacht, denn schließlich will man Russland zeigen, wer hier der Stärkere ist. Die EU nimmt dabei in Kauf, dass es am Ende zu Zahlungsausfällen kommt in Europa. Allerdings glaubt bislang keiner, dass das zu dramatischen Problemen in Europas Banken führen wird.

Derzeit bleibt den Russen selbst nur noch die Zentralbank. Die meisten Mittel nutzt sie schon, es bleiben, falls es noch schlimmer wird, nur noch Kapitalverkehrskontrollen. Bislang schließt die Notenbank das kategorisch aus. Aber: „Wenn ein Politiker etwas ausschließt, bedeutet das meist, dass er schon darüber nachdenkt“, sagt Fratzscher.

Der richtige Schritt Russlands wäre es, nun dem Westen Zugeständnisse zu machen, um die Sanktionen zu lockern. Sehr unwahrscheinlich, dass das passiert, wenn man Putins Bären-Vergleiche hört. Viel wahrscheinlicher erscheint eine Möglichkeit, die der amerikanische Ökonom Paul Krugman umschreibt mit der Metapher „auf die Malvinas einfallen“. Gemeint sind die Falkland-Inseln, britisches Hoheitsgebiet vor Argentinien, die Argentinien 1982 besetzte, um von der schlechten wirtschaftlichen Lage abzulenken. Zu solchen Reaktionen hat Putin eher einen Hang als zu Zugeständnissen.



„Jede Nacht, jeden Tag auf der Jagd, denn das Rudel tollt, wenn der Rubel rollt!“, sangen die Absolventen im Jahr 1999 passend zur damaligen Rubelkrise. (Foto: Frank Röh)